

Feuilleton

Wer sich einen Tunnel gräbt

Der libanesische Künstler Walid Raad überrascht mit seiner Ausstellung zu Krise und Krieg in der Synagoge Stommeln.

Der Fadl Fakhouri hatte ein seltsames Hobby. Der angesehene Zeithistoriker mit dem Fachgebiet libanesischer Bürgerkrieg ging sonntags mit seinen Kollegen zum Galopprennen, setzte aber nicht etwa auf ein Pferd. Gewettet wurde darum, um welchen Bruchteil einer Sekunde das Foto des Zieleinlaufs ebendieses Moment verpassen würde. In seinen persönlichen Unterlagen, die er dem Archiv der „Atlas Group“, einer Beiruter Forschergruppe, vermacht hatte, sammelte Fakhouri bis zu seinem Tod im Jahr 1993 akribisch, was ihm über seine Obsessionen auf der Rennbahn in die Hände fiel, darunter sieben Fotos aus der arabischsprachigen Tageszeitung „An-Hahar“. Die Bilder zeigen sämtliche Sieger eines Sonntags, als sie die Ziellinie fast erreicht – oder diese soeben überschritten haben. Den exakten Zeitpunkt verfehlen alle Aufnahmen. Dass ein renommierter Historiker nichts Besseres zu tun hat, als sich – mitten im Bürgerkrieg – in solche Banalitäten zu vertiefen, möchte einem doch zu denken geben. Oder?

Tatsächlich ist die Figur des Herrn Fakhouri ebenso frei erfunden wie die Atlas-Gruppe, beide sind künstlerische Projekte und Projektionen des 1967 geborenen Walid Raad. Der Libanese ist ein Kind des langen Bürgerkriegs, wegen der Vielzahl der Konflikte spricht er selbst im Plural von den libanesischen Bürgerkriegen von 1975 bis 1992. Raad zählt zu einer Riege von Künstlern, Filmemachern, Architekten und Autoren, die in den neunziger Jahren in Beirut begannen, sich intensiv mit den politischen Verwerfungen in ihrer Heimat auseinanderzusetzen – wie auch Rabih Mroué und Akram Zaatar. Alle drei haben mit reflektierten Arbeiten bei der Documenta und der Biennale in Venedig auf sich aufmerksam gemacht.

In fingierten, pseudo-dokumentarischen Beiträgen klopft Raad die fragile Beweiskraft von Bildmaterial ab, mit dem jede Kriegspartei im Nahen Osten ihre eigene Wahrheit konstruiert. So hat er in den vergangenen fünfundsiebenzig Jahren ein Werk geschaffen, das heute als Exempel einer politisch-konzeptuellen Kunst gilt. Verbürgte Geschichte und per-



Eine Grabungsstätte, die an unterschiedlichste Fluchtwege erinnert. Foto Werner J. Hannappel

sönliche Imagination lässt es ebenso ineinanderfließen wie individuelle und kollektive Erinnerungen.

Als Jugendlicher hatte Raad Fotojournalist werden wollen, wurde dann aber 1982, nach dem Einmarsch israelischer Truppen, im Alter von fünfzehn Jahren von den Eltern nach New York geschickt.

Dort schloss er die Schule ab und promovierte nach dem Studium über die Gefangenschaft westlicher Geiseln im Libanon während der achtziger Jahre. Sein künstlerisches Œuvre stützt sich auf Collage, Film oder auch auf die Lecture Performance, eine Vortragform, die nicht zuletzt durch Raad in den vergangenen Jahren ge-

prägt wurde. Umso erstaunlicher jetzt seine Intervention in der ehemaligen Synagoge in Stommeln bei Köln: Fakt und Fiktion führt Raad hier nicht als Kombination von Bild und Text oder in der freien Rede der Performance zusammen; in Kooperation mit dem New Yorker Situ Studio geht er für seine Verhältnisse auffallend naturalistisch vor – mit Holzbalken verbarrikadiert er die Fenster der Synagoge und verwandelt das Innere in eine funtzelige Kubungsstätte, wozu er über zwanzig Kubikmeter Erdreich hat aufschütten lassen.

Bereitwillig gibt Raad seine zahlreichen Assoziationen preis, die bei der Ausstellung gestanden haben: An den Tunnelbau der Hizbullah und die unterschiedlichsten Fluchtwege im kriegerischen Alltag des Nahen Ostens – oder auch im Ersten Weltkrieg – habe er ebenso gedacht wie an die unterirdischen Wegesysteme an der innerkoreanischen Demarkationslinie; der illegale Handel mit Antiken kam ihm ebenso in den Sinn wie das Phänomen „Looted Art“, die durch die Nationalsozialisten geplünderte Kunst. Die Ornamente, die sich in der aufgeschütteten Erde abzeichnen, könnten von Kisten für archaische Funde eingeprengt worden sein. Offenbar hat Raad seiner Phantasie keinerlei Grenzen gesetzt. „Kartelle, Flüchtlinge, Dissidenten, Schmuggler, Gefangene, Besatzer und Besetzte“ seien ihm durch den Kopf gegangen, während seine Ausstellung im Rheinland Form annahm.

Zuletzt hat Gregor Schneider die von der jüdischen Gemeinde schon vor den Pogromen im Jahr 1938 geräumte Synagoge hinter den Fassaden einer deutschen Kleinbürgerlichkeit verschwinden lassen. Nun zeigt sie sich als Metapher von Krise, Krieg, Misere und Machenschaft. Der vielschichtige, fraglos auch spielerische Charakter dieser Setzung muss alle überraschen, die ein eindeutiges Statement gegen die Politik Israels erwartet hätten. Tatsächlich käme es für ihn nicht in Frage, mit israelischen Einrichtungen zu kooperieren, gibt Raad zu verstehen. Aber es gebe ja auch arabische Juden, und auch sie besuchten ihre Synagogen.

Zugänglich ist das ehemalige Bethaus im Rheinland während Raads Ausstellung nur über die Empore. Die Vorspiegelung fraglicher Tatsachen gipfelt hier in einem Trompe l'œil: Ein Spiegel schließt den Schacht nach unten ab. Dieser führt am Fuß eines Flaschenzugs scheinbar in die Unterwelt, in Wahrheit aber kaum weiter als einen halben Meter in die Tiefe. Eine einfache, aber wirksame Täuschung, die wohl auch das wachsame Auge des Dr. Fakhouri kaum wahrgenommen hätte.

GEORG IMDAHL

Walid Raad/Situ Studio: Those that are near. Those that are far. Synagoge Stommeln; bis zum 25. September. Kein Katalog.

Killing Fields

Zum Tod des Journalisten Sydney Schanberg

Als die Roten Khmer im April 1975 Phnom Penh eroberten, hätten sich der „New York Times“-Korrespondent Sydney Schanberg und sein kambodschanischer Kollege, Fotograf und Übersetzer Dith Pran absetzen können. Doch sie blieben. Sie blieben in der Hoffnung, wie Schanberg später sagte, dass die Roten Khmer mit der Eroberung ganz Kambodschas erreicht hätten, was sie wollten, und die Gewalt an diesem fernöstlichen Kriegsschauplatz ein Ende nähme. Das Gegenteil trat ein. Die Roten Khmer errichteten unter Pol Pot ein Terrorregime und ermordeten innerhalb weniger Monate 1,7 bis zwei Millionen Menschen. „Killing Fields“ – mit diesem Begriff ist die Herrschaft der Roten Khmer und auch die Geschichte von Schanberg und Pran verbunden. So heißt der Film von Roland Joffe aus dem Jahr 1984, der auf Schanbergs Schilderungen basiert.

Der Amerikaner wurde dann doch evakuiert, sein Freund Dith Pran konnte nur seine Familie außer Landes bringen, er selbst landete in einem Umerziehungslager der Roten Khmer. Er konnte erst flüchten, als die Vietnamesen 1979 dem Regime Pol Pots ein Ende machten. Schanberg schrieb darüber das Buch „The Death and Life of Dith Pran“, in dem er am Schicksal eines Mannes das Los eines ganzen Volkes schildert. 1976 erhielt er 1955 in Clinton, Massachusetts geborene Schanberg den Pulitzer-Preis. 1985 verließ er die „New York Times“, weil nach einer Meinungsverschiedenheit seine Kolumne gestrichen wurde, und arbeitete für andere Medien. Seinem Freund und Kollegen Dith Pran, der seiner Familie nach Amerika folgen konnte und dort 2008 verstarb, hatte Schanberg einen Job bei der „Times“ verschafft. Die Zeitung würdigt Schanberg jetzt als den „fast idealen Korrespondenten“. Er habe mit der „Leidenschaft des Augenzeugen“ berichtet. Seiner Zeugenschaft ist zu verdanken, dass die Welt vom Ausmaß des von den Roten Khmer begangenen Völkermords erfuhr. Am Samstag ist Sydney Schanberg mit 82 Jahren in Poughkeepsie, im Bundesstaat New York gestorben. miha.

Elvira oder ein Puppenheim

Jossi Wielers Stuttgarter Inszenierung von Bellinis „I Puritani“ setzt auf Psychologie

Den Puritanern wurde nachgesagt, sie hätten das „Tanzen“ von Bären auf glühenden Eisen verboten nicht etwa aus Mitleid mit den Tieren, sondern, um die Vergnügungssucht der Leute zu treffen. Puritanismus, als Glaube an göttliche Vorbestimmtheit und mithin auch an die zeitlose des wirtschaftlichen Erfolges, ist, zumal nach Max Webers epochalem Buch „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, eines der Erfolgsmodelle der westlichen Welt geworden. Noch heute kann man in den Vereinigten Staaten allenthalben Spuren puritanischer Askese entdecken, aber eine ungleich rabiatere Form auch bei den Taliban und dem islamischen Staat. Am Opernhaus in Stuttgart, in der Neuinszenierung von Jossi Wierler und Sergio Morabito zu Vincenzo Bellinis „I Puritani“ führt das zu der zunächst paradoxen Einsicht, dass grausige politische Realität und die künstlichste der Künste gar nicht so sternenweit voneinander entfernt sind.

Bellinis Belkanto-Oper steht exemplarisch für entrückten Ziergesang über alle Libretto-Abstrusitäten hinaus: Nicht das „Was“ ist zentral, vielmehr das äquilibristische „Wie“, analog zum Seelenformischen-Kanon im klassischen Ballett. „I Puritani“ wurden, zumal in Deutschland, lange Zeit nur ihrer „unendlichen Melodie“ halber gepriesen – und beteuert, die einmalige Maria Callas habe das Genre zwar wiederbelebt, danach sei es aber wieder in den Dornröschenschlaf gefallen. Inzwischen haben sich die Perspektiven verschoben: Weder ist die Thematik inaktuell, noch die Dramaturgie so krude wie behauptet, und es gibt Sängerinnen, die der Callas-Nostalgie entgegenwirken. Das war schon kürzlich bei Andreas Homokis Neuinszenierung der „Puritaner“ in Zürich zu erleben, nun auch in Stuttgart: ein Lehrstück-Doppel. Ging es in Zürich um die revolutionäre Massen-Dynamik einer entfesselten Chor-Kinetik und die energetische Auffächerung der Partitur, so drehte sich in Stuttgart alles um psychische Vielschichtigkeit. Beide Konzepte gehen vorzüglich auf.

Jossi Wierler und Sergio Morabito exponieren eine fast konträrthodoxe Erstarung, ein puritanisches Moral-Diktat. Die Republikaner zu Plymouth sind schwarz

gewandelt, sie haben stets die Bibel zur Hand, wirken freudlos, verhärtet, ja regelrecht spastisch verbogen. Frauen mit Hauben schrubben kollektiv den Boden. Anna Viebrockes Bühnenbild lässt starrer Festungsmauern assoziieren, aber auch elisabethanisches Holzinterieur. Zeitloses und historisch Konkretes ragen hier ineinander. Doch der asketische Rahmen trägt, es regt sich Leben unter der Glaubens-Fuchtel, ja, ausgerechnet die Macht der Bilder verselbständigt sich. Ständig wird mit Gemälden hantiert, um diese gerangelt. Die unerkannte Witwe Karls I. kann von dessen Porträt nicht lassen. Aber auch die Sopranheldin Elvira steht unter dem Banne höchstadeliger Konterfeis, mehr noch: Sie ist kaum sie selbst. Elvira wird von ihrem offenbar leicht kryptozestuös zugetanen Onkel instrumentalisiert, der ihr als Puppenspieler den Traum-Galan Arturo Talbot aus der Kiste zaubert. Der tritt vollends als royalistisches Phantom-Idol aus einem Bilderrahmen hervor: als erlesenster Kavalier – ein Zitat aus Werner Herzogs „Fitzcarraldo“, für den Herzogs Kollege Werner Schroe-

ter eigens den „Puritani“-Schluss auf dem Schiff inszeniert hatte. So prallt er auf den eifersuchtsrasenden Puritaner-Haudegen Giorgio, der mit der Axt gegen ihn wütet – und nach des Rivalen Flucht die wahnunfangene Elvira vergewaltigt, vor Liebe oder Hass wie von Sinnen.

Verfällt auch Elvira nach des Wunschbildes Flucht dem Wahnsinn, so hatte sich dieses Fluktuieren von Realem und Delirierenden schon von Anfang an abgezeichnet. Doch Gestalt gewinnt die Gegenwelt als veritables Puppenhaus, in dem sie sich verbirgt, in das sie den wiedergewonnenen, nunmehr erblindeten Lover einsperrt. So wird Elvira als Figur über die Wahn-Wirklichkeit-Spaltung hinaus zum „Concetto“ einer multipel gebrochenen Persönlichkeit. Hinzu kommen quasihoreographische Stilisierungen: So laufen etwa die fanatisierten Puritaner in Gänsemarsch-Spiralen am verfolgten Arturo vorbei. Würde der angelegentlich Begnadigte in Zürich dennoch geköpft, so verweigern Morabito und Wierler in Stuttgart das Happy End: Lemurenartig willenlos wird er ins Puritaner-Kollektiv eingemeindet.

Musikalisch vokal nehmen sich beide Aufführungen kaum etwas. In Stuttgart hat Ana Durlovski als Elvira über ihre gesangliche Brillanz hinaus noch ein Plus an Bühnen-Präsenz: Sie ist Kind wie auch Schmerzensfrau, bald übermütig, bald am Boden, voll widerstrebender Gefühle gerade im Schein-Glück – ein Wechselbad bei expansiver Sopran-Intensität. Auch der Tenor Edgardo Rocha als Arturo wirkt im Changieren zwischen Eleganz-Ikone und Verzweiflung charakteristisch rissig, gleichwohl ist die Stimme eine Pracht. Adam Palka gibt Onkel Giorgio eine plausible Mischung aus paraväterlicher Fürsorge, Puppenspieler-Geschick und sonor soignierter Bassbariton. Gezim Myshketa verleiht dem eifersuchtsbenden Riccardo Züge eines seiner selbst nicht mehr mächtigen Rache-Monsters, das einem beinahe leidtun kann, so dräuend der Bariton auch klingt. Giuliano Carella dirigiert umsichtig. Er legt es weniger auf die Kontraste und Schärfen der Musik an, geht manchmal mehr in die Breite, verleiht gleichwohl dem Bellinischen Melodiostrom einen schönen Zug. GERHARD R. KOCH



Kind- und Schmerzensfrau: Ana Durlovski als Elvira Foto A. T. Schaefer

Briefe an die Herausgeber

Der Islam ist nicht antisemitisch

Zum Artikel „Der Terror hat sehr viel mit dem Islam zu tun“ (F.A.Z. vom 1. Juli): Ruud Koopmans meint, dass der Hass auf Homosexuelle gerade typisch für den Islam sei. Das ist falsch. Koopmans bedenkt nicht, dass auch im christlichen Deutschland Homosexualität bis Anfang der siebziger Jahre strafbar war. Koopmans bedenkt nicht, dass beispielsweise Oscar Wilde im christlichen England wegen seiner Homosexualität jahrelang inhaftiert war, dass in Israel gerade von orthodoxen Juden immer wieder brutale, zum Teil sogar tödliche Angriffe auf Schwulenparaden verübt werden. Die Abneigung gegenüber Homosexualität ist deshalb nicht in irgendeiner Weise typisch für den Islam.

Koopmans meint, dass gerade der Islam besonders intolerant und feindlich gegenüber anderen Religionen ist. Das ist genauso falsch. Koopmans bedenkt nicht, dass gerade in der Blütezeit des Islams – zum Beispiel im maurischen Spanien – der Islam eine beispiellose Toleranz gegenüber den anderen Religionen pflegte, zu einer Zeit, in der im christlichen Europa Hunderte von sogenannten Ketzern auf Betreiben der Kirche auf den Scheiterhaufen der Inquisition verbrannt. Koopmans bedenkt nicht, dass gerade in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges im Namen der vermeintlich richtigen Konfession Millionen der je-

weils anderen Konfession umgebracht wurden. Koopmans bedenkt nicht, dass das Alte Testament voller Passagen ist, in denen den Juden geradezu befohlen wird, Völkermord an Nichtjuden zu begehen. Religiöse Intoleranz ist deshalb in keiner Weise kennzeichnend für den Islam.

Koopmans meint, dass sich gerade der Islam durch Antisemitismus auszeichne. Auch das ist falsch. Koopmans bedenkt nicht, dass es die schlimmsten Auswüchse des Antisemitismus vor gerade einmal achtzig Jahren im christlichen Deutschland gegeben hat, während es auch nur irgendwie vergleichbare Verbrechen gegen Juden in keinem muslimischen Land gegeben hat. Koopmans beruft sich auf Studien der Anti-Diffamierungs-Liga und sieht dabei nicht, dass diese Untersuchungen, soweit sie in muslimischen Ländern durchgeführt worden sind, nicht unterscheiden zwischen der mehrheitlich muslimischen Bevölkerung und christlichen Minderheiten. Hätte sich Koopmans auch nur die Mühe gemacht, einmal mit christlichen Arabern, etwa christlichen Syrern oder christlichen Palästinensern, zu sprechen, hätte er festgestellt, dass bei ihnen die Abneigung gegenüber den Juden nicht geringer ist. Der Antisemitismus hat nichts mit dem Islam zu tun, sondern könnte eine Folge der derzeitigen Politik des Staates Israel gegenüber den Arabern sein.

ANDREAS GRAF VON BERNSTORFF, CELLE

Ist der Islam eine friedliche Religion?

Der Soziologe Ruud Koopmans, ein Mitarbeiter im Wissenschaftszentrum und ein Lehrer an der Humboldt-Universität, hat in seinem Artikel in der F.A.Z. vom 1. Juli die Frage gestellt, ob der Terror mit dem Islam etwas zu tun hat. Und er hat zahlreiche politische und soziologische Antworten gegeben, die alle bestätigen und bekräftigen: die politischen und sozialen Ansichten und Überzeugungen von vielen islamischen Gemeinschaften sind oft intolerant gegenüber Andersgläubigen, gegenüber dem Westen, gegenüber Homosexuellen, gegenüber Christen. Viele Muslime seien antisemitisch, Juden seien beliebte Sündenböcke. Viele Demokratisierungswellen der Welt seien in den letzten hundert Jahren an der islamischen Welt vorbeigegangen, erklärt uns der Soziologe. „Ähnliches könnte man anführen für die Pressefreiheit oder die Rechte der Frau“, schreibt Ruud Koopmans. Am Ende plädiert der Verfasser für eine islamische Reformation.

Wovon spricht Ruud Koopmans? Was ist sein Untersuchungsgegenstand? Auf den ersten Blick dachte ich, das sei eine ausgemachte Sache: Er spricht von der islamischen Religion. Das ist doch klar. Dann wagte ich jedoch einen zweiten Blick und bemerkte, dass der Verfasser von den politischen und sexuellen Überzeugungen in der islamischen Welt spricht, über die religiösen Überzeugungen der Muslime verliert er kein einziges Wort. Das möchte ich nun nachholen. Denn sonst können wir die einfache Frage nicht klären: Sind die religiösen Überzeugungen im Islam friedlich oder nicht. Das ist doch die eigentliche Frage, die der Verfasser stellt und in seiner Auseinandersetzung mit den politischen Ansichten in der islamischen Welt einfach unbeantwortet lässt. Warum ist der Islam eine Religion? Was ist denn überhaupt eine Reli-

gion? Unter einer Religion verstehe ich ein Gefühl, ein ganz unbestimmtes Gefühl, ein Fremder in dieser Welt zu sein. Ein Gast.

Dieses Gefühl drückt sich in vielen Religionen in der Vorstellung von einem Paradies aus, von einer ganz anderen Welt und durch das Gefühl von etwas Heiligem, das manche Religionen Gott, Allah, Braman, Buddhawelt oder Jahwe nennen und anbeten. Das sind alles nur Worte, nichts als Worte, denen eine tiefe Sehnsucht nach Frieden und nach Loslösung von dieser Welt und nach Befreiung von Hunger, Krieg, Leid und Elend entspricht. Noch einmal: Das sind alles nur Worte. Die Empfindungen, die Gefühle, die Sehnsüchte, die Tränen, die Verzweiflungen, die Schmerzen religiöser Menschen lassen sich nicht in Worten ausdrücken. Nach meiner eigenen Erfahrung lassen sich religiöse Überzeugungen am besten durch gesungene Gebete zum Ausdruck bringen. Hören Sie die islamischen Lieder, zum Beispiel die Gesänge der Sufis aus Pakistan. Dort ist gerade ein Quawwali-Sänger der Sabri-Familie von den Taliban ermordet worden. Hören Sie die Quawwali-Musik vielleicht 1000 Mal. Dann können sie hören, dass der Islam eine friedliche Religion ist. Das ist nur ein einziges Beispiel. In den meisten Kirchen, Tempeln, Synagogen werden vor allem Lieder und Gebete gesungen, und die Menschen weinen dann und sind ergriffen von ihren religiösen Gefühlen. Da macht der Islam keine Ausnahme, obwohl in Moscheen weniger gesungen wird. An all das und an noch viel mehr mag Obama gedacht haben, als er friedlichen Muslimen in den USA die Hand schüttelte. Die politischen Ansichten spielten in diesem Moment keine Rolle. Wir sollten Obama folgen, denn die islamische Religion ist eine Religion des Friedens.

CHRISTIAN THOMAS KOHL, FREIBURG

Welterklärer ohne klare Sprache

Unter dem anspruchsvoll klingenden Titel „Der verspätete Kontinent“ im Feuilleton der F.A.Z. vom 23. Juni will Hermann Lübbe den Lesern die inzwischen weitverbreitete Europa-Skepsis von Teilen der Bevölkerung der Mitgliedstaaten der EU erklären. Sein Beitrag zu diesem Thema ist freilich weder neu noch originell. Seine Argumente sind bekannt und vermögen nicht die EU-Skepsis in einem neuen Licht erscheinen zu lassen beziehungsweise Anleitungen zur Überwindung der Krise, deren vorläufiger Höhepunkt der Ausstieg Großbritanniens aus der EU ist, zu liefern. Bemerkenswert ist lediglich der Versuch, die im Vergleich zu Westdeutschland ungleich deutlicheren Ausprägungen nationalstischer Tendenzen in den Bundesländern der ehemaligen DDR mit deren sozialistischer Vergangenheit zu erklären. So schreibt er: „Den real existenten gewesenen Sozialismus hatte man glücklich hinter sich, nun aber überraschend die Solidaritätsgemeinschaft aller europäischen Schuldenmacher vor sich und außerdem die Folgen der Vorwegübernahme der als Europäisierungsfähig ausgerufenen Lasten einer pragmatischescheu chaotisierten Migrationspolitik.“ Vereinfacht ausgedrückt:

Vom Regen des Sozialismus in die Traufe der EU.

Allein dieses Zitat steht im Übrigen beispielhaft für den Sprachstil, dessen sich der Autor für die Wiedergabe seiner Thesen bemüht. Möglicherweise will er damit seinen überlegenen Intellekt demonstrieren und bei seinen Lesern, die wie der Autor dieses Leserbriefes mehrere Anläufe unternahmen mussten, seine Bandwürmer hervorrufen. Unschön sind auch Begriffsbildungen wie die „ihrerseits politisch selbstschädigungsträchtige Demokratieromantik“. Will er mit diesem Begriff die Demokratie als unerfüllbares Ideal verächtlich machen? Was ist im Übrigen eine unwidersprechlich gewordene Meinung deutscher Europa-Politiker? Können Meinungen unwidersprechlich sein?

Ein Philosoph, der die Welt erklären will, sollte sich ruhig einer klaren Sprache bedienen, wenn er mit seinen Thesen ein breites Publikum erreichen will. Nach Auffassung des Verfassers dieses Leserbriefes ist Herr Professor Lübbe mit seinem Essay diesem Anspruch nicht gerecht geworden.

DR. ROLF MUSCAT, ALZENAU

Europafreundlich

Unter „Die Haftungsgemeinschaft“ (F.A.Z. vom 22. Juni) haben Sie ein Fazit zu dem Bundesverfassungsgerichts Urteil über die Legalität der Draghischen Staatsfinanzierungspolitik gezogen. Der Urteilspruch, der stur den Auslegungen des Europäischen Gerichtshofs folgt, zeigt, dass das höchste deutsche Gericht selbst obsolet wurde, dass es sich eine eigene Meinung nicht mehr leisten kann. Die Feststellung des Gerichts: „die Kontrollvorbehalt seien ‚europafreundlich‘ auszulegen“, zeigen die Hinnahme von politischen Rahmenbedingungen, die offensichtlich seit drei bis vier Jahren sich negativ für unser gesamtes Wirtschafts- und Gesellschafts-

bild auswirken. Übrigens, die Haftungsgemeinschaft war nie das Ziel der EU-Grundsätze, die noch von Bürger/Bundestag absegnet wurden. So bleibt das zweite Fazit: Die automatische Integration der EU (Monnettsches System), die uns in diese Lage gebracht hat, kann nur politisch geändert werden.

Eine Bundesregierung kann nicht mit wachen Augen zusehen, wie ihre Bevölkerung kalt enteignet und auf Jahrzehnte zum Lastenträger anderer Länder und ihrer bewussten Verschuldungsstrategien gestempelt werden.

PROFESSOR DR. URSULA BRAUN-MOSER, BAD VILBEL